

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

123 (30.5.1931) Die Mußestunde

So kommen und lieben die Gedanken, nicht immer ganz adäquat mit der Welt schrankenloser Verehrung, die wir in der Schule eingepreßt bekommen. Die Klugheit moderner Tempos kann nur einen kurzen Eindruck übermitteln: einen Einblick in jenes Weimarer Geistes, des menschlichen Fortschritts, der Humanität, der Toleranz, feilscher und geistiger Größe, dem sich sowohl der Künstler wie der Gelehrte immer verschreiben muß, nimmt er es wirklich ernst mit seiner Mission. **Hilde Dreyer.**

Schiller und die deutsche Bourgeoisie

Von Franz Mebring.

Unzweifelhaft waren die bürgerlich-nationalen Einheitskämpfe des neunzehnten Jahrhunderts ein historischer Fortschritt gegen das weltliche Weltbürgertum der bürgerlichen Aufklärung, das im achtzehnten Jahrhundert geberrschet hatte. Aber daran konnte nicht der geringste Zweifel bestehen, daß Schiller diesem Weltbürgertum, so wie es nun einmal war, geduldet hatte. Er kannte das „Vaterland“ als schwäbischen Kantone, aber sonst wollte er der „Weltbürger aller Zeiten“ sein, und über den Beruf gerade der Deutschen, eine Nation zu bilden, dachte er so, wie Goethe:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche vergebens; **Widert**, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

Allen Schiller mußte nun einmal zum Propheeten der nationalen Einheit gemacht werden, und so verstellte man die Worte, die er einem mittelalterlichen Feudalherren in den Mund gelegt hatte, über die Nichtwürdigkeit der Nation, die nicht ihr alles treudig an ihre Ehre lege, oder man stellte sich an, als ob ein anderer mittelalterlicher Feudalherren nicht die schwäbischen Urkantone, sondern eine moderne Nation gemeint hatte, als er sagte:

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, Das halte fest mit deinem ganzen Herzen, Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Am ärgsten aber war der Unfug, den der deutsche Bürgersmann mit Schillers ästhetisch-philosophischem Idealismus getrieben hat. So wie Schiller diesen Idealismus meinte, war er schon zu seinen Lebzeiten das Gebeimnis eines sehr engen Kreises gewesen; nach seinem Tode aber wurde er in gänzlichem Mißverständnis eine Stütze für alle Halbheit und Jagdballistik der deutschen Siebziger.

Man darf den ästhetisch-philosophischen Idealismus Schillers nicht mit dem historisch-philosophischen Idealismus Fichtes und Hegels verwechseln. Schiller schloß sich dem engen, bündigen Begegnen der Kunst, während Fichte im fahnen Sturm der Gedanken dies Leben aus aller Dummheit und Enge befreien wollte; Fichte verkündete krank und frei den Atheismus, das Recht auf Revolution, die Gleichheit alles dessen, was Menschengeist trägt, eben die Gleichheit, die Schiller nur im Reiche des ästhetischen Scheines gelten lassen wollte. Und so auch schloß Fichte nicht aus seiner Zeit, sondern erfaßte sie in Gedanken und eroberte mit seiner historischen Dialektik ungedächte Kronen des Geistes. Schiller ipso facto über Fichte als einen „Welterbesserer“, aber um so gründlicher und treffender kritisierte der große Idealist Hegel den Idealismus Schillers. Am ärgsten affizierte dieser Idealismus, vererbt wie er von den bürgerlichen Liberalen war, in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als sich die Wolken des Märzgewitters zu sammeln begannen. Damals schrieb Karl Marx vorhin, Schillers Flucht in das Reich des Ideals vertausche nur die gemeine Wälsche mit der überweltlichen, und aus diesen Tagen datierte die Wälschigkeit, die unerkennbar hervorritt, wenn Marx und Engels einmal auf Schiller zu sprechen kommen.

Es ist unfern, zu behaupten, daß Schillers Geist die Märzämpfer des Jahres 1848 besetzt habe; die einfachste Wahrheitsliebe verbietet, ihn als Schwurzeugen für eine bürgerliche Revolution anzuerkennen. Er hat diese Revolution gesehen, aber nicht verstanden. Sie ist ihm ein Greuel geworden, sobald sie mit ebenen Sandalen einberufener begann. Es waren die Hallen der Paulskirche, wo im Jahre 1848, wenn nicht der Geist, so doch der Schatten Schillers umging, und dessen Schatten hat die bürgerliche Klasse in Deutschland dann noch einmal beschworen, zehn Jahre später, als sie sich von der Niederlage ihrer Revolution erholt hatte und einen neuen Gang mit der absolutistisch-feudalen Reaktion versuchte. Das große Schillerfest am 10. November 1859, zum hundertsten Geburtstag des Dichters, sah den bürgerlichen Schillerkultus in seinem besten Glanze, aber es sah ihn auch zum letztenmal; seitdem die Revolution von oben und von unten zugleich über das deutsche Bürgertum hereinbrach, ließ es den Mohnen geben, der seine Arbeit getan hatte.

Aber deshalb sind die Lorbeeren auf Schillers Grabe nicht verweht. Nicht nur die Bourgeoisie hat einen Anspruch an ihn, sondern ebenso das Proletariat. Die Arbeiterklasse war noch ein Teil der bürgerlichen Klasse, als Schiller arbeitete und kämpfte. Sie macht sich aus ihm kein Götzenbild, um eigenmächtigen Interessen zu fröhnen; sie kann ihn nicht mehr als einen unfehlbaren Lehrer und Wegweiser betrachten; sie wandelt andere Wege, als er gewandelt ist. Aber was ihr von seinem Erbe gebührt, das hält sie in unantastbaren Ehren. Immer wird sein Ruf gegen die Tyrannen durch ihre Reihen hallen; immer wird der Dichter der Arbeiter und der Witte Wälscherin, des Wallenstein und des Tell ihren Herzen teuer sein; immer wird sie in bewunderter Dankbarkeit auf dies Leben der Arbeit, des Kampfes und des Lebens blicken, das ein stolzer Wille aufrecht erhielt, bis der letzte Funke von körperlicher Kraft erloschen war.

Eine anonymen Dichtersatz

Literarisch und dichterisch hervorretende Verse hat unsere Zeit eine ganze Reihe aufzuweisen; denken wir nur an Alfred Döblin und Arthur Schnitzler. Seltener schon sind die Humoristen unter den Verzten; da müssen wir eine Zeitspanne zurückgehen, bis wir etwa auf den Verfasser der Jobiade, den trefflichen Korum stoßen. Hier nun soll eines Artumboristen gedacht werden, der es verdient, den uns ein wenig schwülstig anmutenden Stil der nachfolgenden Proben seiner Kunst muß man allerdings in Kauf nehmen. — er schrieb eben im Stil seiner Zeit. Dafür entschädigt aber der geistvolle Humor, der ihn sogar seine Gedichtsammlung „seinem Prinzipal, dem Tod“ widmen läßt.

„Großmächtiger Zar aller Weltliches“ — so apostrophierte er seinen „Prinzipal“ — „alle Zeit Verminderer des Reiches, unermüdeten Kämpfer der ganzen Natur! Mit antestänigstem Daulschauen unterfange ich mich, Deiner geträglichen Klugheit klammernde Abwägen zu fassen und dieses Büchlein vor Deinem dürren Kalkaneus niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weisheit gebüht, ihre Schicksal und Tadeln, die gleichsam recht vorzüglich zum Verger, hat an Deiner Nase vorbei, ins Archiv der Ewigkeit transportieren zu lassen, und nicht gedacht, daß sie Dir eben dadurch um so mehr das Maul danach wässern machen, denn auch Dir wird das Sprüchlein nicht am Lügen: Geföhlen Brot schmeckt gut. Nein, dezidieren will ich Dir lieber, so bin ich doch gewiß, daß du weit welegen werdest. Doch Soak beiseite!

„Ich denke, wir woen kennen uns genauer, denn nur vom Hörenlagen. Einverleibt dem aestularenischen Orden, dem Erstgeborenen aus der Büchse der Pandova, der so oft ich wie der Sündenfall, bin ich gestanden an Deinem Altare, babe, wie der Sohn Hamillars den sieben Hüngeln, geschworen unsterbliche Fehde Deiner Erbeindin Natur, sie zu belagern mit Medikamenten Heereskraft, aus dem Felde zu köhagen die Trostige, die Deine Sporteln schmälert und Deine Finanzen schmälert, und auf dem Wahlplatze des Arkhans doch zu bäumen Deine mitternächtliche Kreuzstandarte.“

Von der ärztlichen Kunst scheint demnach der dachtende Doktor selbst nicht allzuviel gehalten zu haben; und so hüßlich es auch wäre, auch von seinen ärztlichen Leistungen hier berichten zu können, die Wahrheit ist leider die, daß wir es fougieren mit einem „Arzt wider Willen“ zu tun haben, der hinter umstehende, um in einer anderen Fakultät eine immerhin achtungswerte Stellung zu eringen. — Er starb als Professor der Geschichtswissenschaft. Soviel nur über seine akademische Laufbahn.

Daß der — damals noch jugendliche — ärztliche Dichter, obgleich seines eigenen Wertes voll bewußt, sich aber auch feinerlei Illusionen hinaab über die Aufnahme, die seine Gedichte beim Publikum finden würden, acht hervor aus einem späteren Postum derselben Vorrede, wie hat er es erkannt, sein Publikum? Da heißt es:

„So ach denn bin“ (gemeint ist das Buch) — „ach — du wirst manchen Säuling beseligen, wirst vor ihm auf den Nachthüß seiner Betrünnissen gelegt werden, und zum Dank ihre alabasterne Wälschneeband seinem ärztlichen Ruß veratzen. Ges, du wirst in den Wälschneeband und Stadtwälschen manchen gäbenden Schlaf und der Langeweile ausfüllen und vielleicht eine Chärschneeband abfüßen, die sich im Plakregen der Lästerei müde gestanden hat. Ges, du wirst die Rüge mancher Kritiker berathen; sie werden dein Licht fliehen. Hu, hu, hu! — Schon böre ich das obzerrückende Gebeul im unwärschbaren Forke, und hüße mich anastufen in meinen Jabel.“

Vielleicht regen diese Proben aus der Vorrede des Büchleins den Wunsch an, die Gedichte selbst kennen zu lernen. Der Titel des Werks sei verraten. Es ist benannt: „Anthologie auf das Jahr 1782. Gedrukt in der Buchdruckerei zu Lobesfort.“ Der Autor selbst nannte es „Sibirische Anthologie“. Er wird wohl seine Gründe haben für die anonyme Haltung, — und der Verleger und Drucker wohl auch, wenn schon es damals noch kein Schund- und Schmutzwerk gab, mit denen man ihnen hätte auf den Leib rüden können.

Wer aber war der Herausgeber dieser Anthologie und zugleich der Verfasser der meisten der darin enthaltenen humoristisch-satirischen Gedichte? Falls in seinen Kreisen damals die Befugnisse schon üblich war, dürfte sie wohl etwa so aussesehen haben:

Friedrich Schiller
Regiments-Medicus im
Herzoglich Württembergischen Grenadier-
Regiment Auge
Stuttgart.

Man kann sagen, daß seine späteren literarischen Schöpfungen heute nicht gänzlich in Vergessenheit geraten sind. Von seiner ärztlichen Tätigkeit hat er selbst nie viel Aufsehens gemacht. Aber wer von uns kennt Schiller als Humoristen? **A.M.C.**

Glück in Insulinde

Tagebuch einer Weltreise
Von Kurt Offenburg.

„Sie werden ansehen, daß...“

Minbeer G. verschaupte einen Augenblick, dann rief er „Jongers!“ und bestellte einen neuen Gin mit Witters. Im Saal nebenan spielte eine australische Damenkapelle, die Paare tansten;

hier aber im Rauchzimmer war es ruhig und die richtige Stimmung für einen „Schwup“. Daß er in eine ernste Diskussion ausarten konnte, das war gewiß mein Fehler. Vielleicht nicht sehr höflich — ich war Galt im holländischen Klub in B. — aber die Wahrheit trägt nicht nach Höflichkeit oder Unhöflichkeit.

„Sie werden ansehen,“ begann er von neuem, „daß unsere Regierung zu viel für die Eingeborenen tut. Freiber, da waren sie folgsam; heute sind sie schon rebellisch. Deshalb frage ich Sie wieder, weil sie lesen und schreiben können. Trage zu viele Schulen...“

„Verzeihung, wenn ich Sie unterbreche. Bei uns daheim, in Deutschland, da lagen manche Leute auch. Das war eine Zeit vor dem Kriege, da kostete ein Pfund Fleisch nur fünfzig Pfennig; und mein Großvater, der erzählte mir, daß das damals das Brot und die Milch...“

Das sei eine ganz andere Sache, meinte Minbeer G. Es sei nicht, jaete ich ihm: wenn vor 20 oder 30 Jahren die Eingeborenen folgsam gewesen seien — ich bezweifle übrigens ihren rebellischen Sinn, wenn er gesteht — so sei das damals ebenso ein Ausdruck der Zeit gewesen wie die Fleisch und Butterpreise.

„Ich bin nur froh, daß Sie mit eigenen Augen gesehen haben, wie den Kindern lesen und schreiben beigebracht wird. Die Eltern wollen ja selbst nicht, daß die Kleinen die Schule besuchen. Glauben Sie vielleicht, das werden einmal bessere Reisbauern werden als die Alten?“

Den Tag über war ich in mehreren Dörfern gewesen, hatte dem Unterricht in den Dejas, den Dorfschulen, beigewohnt. Es wurde in malaisischer Sprache gelehrt und der Lehrer war ein Eingeborener. Diese Schulen, sie waren nicht viel anders als europäische Dorfschulen, nur daß die Lehrer mit einer lauten Stimme und östlichen Gebuld erklärten, wiederholten und wiederholten.

„Die Eltern leisten Widerstand? Als in Deutschland der Schulzwang eingeführt wurde, da war die bäuerliche Bevölkerung auch nicht begeistert.“

„In Europa, da ist die Schulspflicht etwas anderes,“ sagte Minbeer G. Hier haben Sie es mit Farbigem zu tun. Sie werden ausgeben, das...“

„Daß Sie stolz sein sollten auf ihre Regierung! Das wird ich ausgeben. Sehen Sie Britisch Indien, die Federated Malay States, Singapur, Aegypten: was haben die Eingeborenen für die Eingeborenen in dieser Beziehung getan? Dort wird nicht, um Ihre eigenen Worte zu gebrauchen, so viel für die Eingeborenen getan.“

Ja, nichts wird getan; sie sind unwissend wie vor Jahrhunderten, und dennoch haben sie dort den rebellischen Geist. Sie sind also nicht „folgsam“, obgleich lesen und Schreiben ihnen unbekannt ist. Wie erklären Sie den Widerstand? Haben Sie noch mehr Einwände gegen Ihr eigenes Schicksal?“

„Nehmen Sie noch einen Gin,“ sagte Minbeer G., „ich nehme auch noch einen.“ Dann begann er von anderen Dingen zu sprechen.

Wir war es recht, denn keine Einwände, wenn hätten sie überzogen können? Die Tatsachen sprachen eine bessere Sprache: da ist ein Kolonialland, das seinen Unterricht in hundert Jahren fast 18000 Schulen errichtet, in denen in den Eingeborenen in Sprache gelehrt wird. Zwar beträgt der Schulzwang in den „Dejas“ nur drei Jahre, in den etwas höheren Eingeborenenkolonien (wo vollständig die Mehrzahl ist) vier bis fünf Jahre, für die 175 Millionen Schüler besser als gar kein Schuljahr. Außerdem bestehen drei verschiedene Schularten, wo nach westlichem Lehrplan unterrichtet wird: sieben Jahre Schulzwang. Sie sind sügänglich sowohl den Europäern wie den Eingeborenen und den Chinesen. Es folgen die höheren Schulen, die unteren Gymnasien und Realschulen entsprechen; die Universtität, die in ihren Anforderungen und Prüfungen den Universtitäten in Holland gleichsteht. In Bandona ist die Technische Hochschule (8 Semester), in Batavia die juristische Fakultät (10) und die Veterinärhochschule (mit 14 Semestern).

In Sourabat, kurz bevor ich Sava verließ, besuchte ich eine der städtischen Eingeborenenkolonien. Das Haus war weit, hell und luftig; und die Wände in denen die Kleinen saßen, waren moderner als in vielen unterer Schulen; es waren einfüßige Wände, jeder Schüler für sich allein, um Abschreiben oder Geschäfte zu vermeiden. In einzelnen Sälen fand ein Rinoorführungsapparat, in anderen ein Gramophon oder eine Radiolanlage.

Gleichzeitig hatte ich Gelegenheit auf einer Ausstellung — dem „Bassar Gambir“ — Lesen und Aufsau der Fachtulien zu studieren. Einzelheiten führten zu weit, deshalb nur soviel darüber: jede Art der bestehenden Gewerbearbeiten hatte auf dieser Ausstellung ein eigene Abteilung. Da waren zu sehen Handwerker, Metall- und Holzarbeiter. Die einen fertigten Eisen und Feinsterrahmen aus Leifholz an (unangehörig für die weiße Ammeise), die anderen arbeiteten Möbelfstücke aus Palisander und Mahagoni; die Metallarbeiter fanden an Fräs- und Bohrmalchinen. In einer Kunstgewerbeabteilung wurde die Erziehung des Nachwuchses für Baitarbeiter gezeit; und selbst bei den technischen Fächern war eine Sektion für Chausseure zu finden.

Ich mußte an Minbeer G. denken, als ich durch diese Ausstellung ging: hier in den beiden großen Hallen, wo ein Abbild des „Unternehmens“ war, die Eingeborenen gezeit wurde, da drängten sich die „Inlanders“ neugierig und interessiert; die Europäer aber schauten durch Abwesenheit. Sie waren im Vergnügungspark zu finden. Armer G. dachte ich, er ist zwar ein reisender Mensch, aber von vorvorgestern: der Bildungsbauer der Majalen ist selbst in Indien nicht zu unter-

brüden. Ein Bild, das seine Realisierung nicht so vollständig ist wie er und keinesgleichen; daß sie über das siebenjährige Argument hinweggeht, „eine Klasse unzufriedener geistiger Proletariat heranzuziehen“; diese Regierung, die wie keine andere Kolonialregierung der Welt die große Vision hat von der Zukunft Indiens, und ich mußte plötzlich: wenn jede europäische Macht ihr koloniales Ausbeutungsland verlieren wird, Holland wird das seine am letzten einbüßen. Weil man seit vierzig Jahren begriffen hat: nicht gegen, sondern mit den Eingeborenen zu regieren; sie nicht ausbeuten und vertreiben lassen, sie beifügen gegen den Stärkeren und den Nachwuchs erziehen.

Auf der heiligen Straße

Von Rolf Gustaf Haebler

Von Athen führt nach Stenfs eine uralte heilige Straße. Hier pilgerten die Athener zu den Mysterien, von denen man nicht viel anders weiß, als daß es für eine hohe Stufe der Weisheit und höchsten Glückes galt, in die Geheimnisse des Kultes der Demeter, der Göttin der Fruchtbarkeit, eingeweiht zu sein. Diese Straße, auf der einst die Griechen am Abend des fünften Tages der großen Eleusinen mit Fackeln, Lärm und festlich hinausogen, ist heute eine moderne, tadellos asphaltierte Autostraße. Kurz hinter der Stadtgrenze steht schon der Pöllner, der von jedem den Straßenfall erhebt. Das ist das einiaie an dieser Straße, was noch an alte Zeiten erinnert; im übrigen geht das in einem durchaus modernen Tempo: im Vorüberfahren erreicht der Pöllner mit der einen Hand das Papiergeld, in der anderen hält er die Quittung, die ihm der Chausseur geschickt aus den Fingern reißt — und dann geht mit Vollgas weiter. Denn die griechischen Chausseure fahren sehr Tempo; passieren kann ja nichts, weil vorn unter der Scheibe ein Marienbild hängt und am Rückel ein paar geweihte farbige Vorkantageln, wie sie sonst die Fiel und Pferde am Dalse tragen.

Die Straße steigt langsam an. Kleiner, kärglicher Pinienwald steigt rechts und links, gelegentlich eine kleine Wirtshaus, die am Sonntag ein besiedetes Ausflugsziel ist. Dann senkt sich die Straße in weiten Bögen zum Meere. In der Ferne sieht Salamis; dort ragt der Hügel, auf dem einst Xerxes, der Perfertönig stand und der großen Entschheidungsschlacht amigen dem Osten und Westen der damaligen Kulturwelt zuschaute. Vorbeil heute fließt hier eine französische Zwischenstation für Flugzeuge, die hinüber nach Syrien wollen; eine Gruppe des französischen Kolonialimperialismus. Ein großer Doppeldecker liegt in der Halle. Weiter. Pölling rast ein dunkles Rohr am Meeresstrande. Ich frage — und erlaube — und erlaube, daß von hier das Südwasser für die griechischen Kriegsschiffe beholt wird; in einer langen Leitung wird es hierher gepumpt und von besonderen Wassertransportschiffen nach dem gegenüber liegenden Kriegsschiffen gebracht.

Endlich biegen wir in eine lanne, mit Olivenbäumen besetzte Alee ein. Links und rechts Felber mit Tomaten, Gurken, Mais, Gemüse. Dann tauchen die ersten Häuser auf. Wir halten an einem kleinen Bahnhof. Wir hätten ja auch mit der Bahn fahren können, aber das ist langweilig und unzufriedig. Zudem fährt nur selten ein Zug. Aber hier jede ich nun etwas, das für den schlauen Geiz und für die, wenns sein muß, durchtriebene Sparlichkeit des Griechen so unangenehm besitzend und in gewissem Sinne technisch fast genial behaftet ist. Auf einem Seitenaleis steht nämlich eine alte Lokomotive unter Dampf. Das ist auf so einer winzigen Station merkwürdig. Inzwischen, in Wahrheit ist das eine sehr mühselige Sache. Hier ist nämlich ein Gebiet, in dem es reichlich und gutes Grundwasser gibt. Jedenfalls mehr Wasser als Wagen, die tangiert werden müssen. Und so verband man die Lokomotive mit einer Pumpe; wenn die Lokomotive nichts zu tangieren hat, so pumpt sie Wasser. Ober, vielleicht ist das noch richtiger: wenn mal etwas zu tangieren gilt, dann wird die Pumpe stillgelast und ihre Dampfmaschine tangiert...

Das klingt ein bißchen sonderbar, und ich nehme es niemanden übel, wenn er dabei an den seligen Münchhausen denkt. Aber das Leben ist viel bunter, als man abnt. Neben dem Bahnhof, am Belpiel, steht eine kleine Hütte und daneben ein paar Säbhe mit einigen kleinen Tischchen. Das ist ein Restoran. Wir bestellen einen Wein, das ist eine Art süßlicher Kimmelschmans; dazu bekommt man kleine Gurkenschnitten, die auf dünne Stäbchen geplatzt sind. Der freundliche, einfach gekleidete Mann, der uns bedient, ist ein früherer russischer Offizier, den das Schicksal hierher verdrängt hat. Hier blieb er hängen. In dieser Bretterbude vor dem Dorfbahnhof in Attika. Aber es kommt noch besser. Als wir ins Dorf kamen, haben wir schon von weitem einen Zeitungsverkäufer die Straße entlang kommen und sein Blatt ausrufen. Denn Monnetten kennt man in Griechenland nicht; jeder kauft seine Zeitung auf der Straße. Der gute Mann hatte offenbar manchen We hinter seine dreidige Binde gezogen; denn er schrie und torkelte gewaltig. Nun, als er uns sah, ruhie er, und dann rief er zu unsrer aller großen Verwunderung in deutscher Sprache: „Extrablatt... Jawoll — Extrablatt... wollen Sie?“

Des Rätsels Lösung hieß: Götting! Hier hatte man im Kriege bekanntlich zehntausend Griechen von der Balkanfront her interniert. Der Zeitungsvorkäufer war eine davon.

So klein — und so groß ist die Welt. Da bedient uns an einem griechischen Dorfbahnhof ein russischer Offizier, und ein griechischer Bauer bietet uns auf deutsch Extrablätter an, und die heilige Straße der eleusischen Mysterien ist zu Asphalt geworden; statt der Fackel der Perier verkniffert ein französischer Aeroplan den Himmel, und eine Lokomotive pumpt Wasser — da sage einer noch, die Welt sei nicht voller Abenteuer!